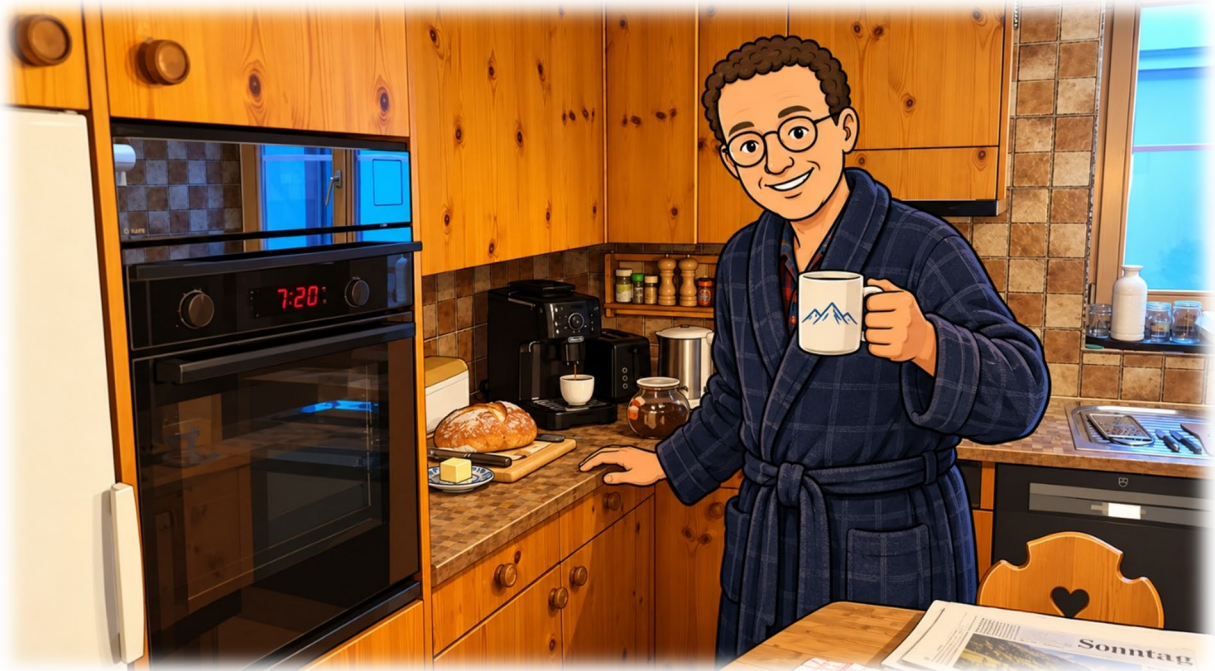


Eine Stunde näher an der Schöpfung

Von der Normalzeit und der Kunst, wieder kleiner zu denken

Gedanken aus dem Pfarrhaus Vals am Sonntagmorgen, 25. Oktober 2026



Heute Morgen bin ich aufgewacht. Wie eigentlich immer. Mein Körper hat seinen eigenen Rhythmus, und der scheint sich herzlich wenig darum zu kümmern, was Politiker irgendwann einmal über die richtige Uhrzeit beschlossen haben.

Aber heute war etwas anders.

Ich hatte plötzlich eine Stunde geschenkt bekommen.

Noch bevor die Kirchenglocken läuteten, noch bevor mein Wecker klingelte, war ich wach. Ausgeschlafen, zufrieden und mit dem angenehmen Gefühl, dass der Tag noch viel Zeit für mich bereithielt. Eben eine ganze Stunde mehr.

Dabei darf ich aber natürlich nicht vergessen, dass das kein Geschenk ist, sondern einfach die Zurückgabe dessen, was mir im Frühjahr genommen worden ist.

Das passt irgendwie auch ganz gut zu dem Mantel in der heutigen Lesung.

Doch frage ich mich schon: Warum wurde sie mir überhaupt genommen?

Die Kaffeemaschine wurde eingeschaltet. Wenigstens auf sie ist Verlass.

Mein Handy hatte sich glücklicherweise automatisch auf die Normalzeit eingestellt. Der Backofen hingegen lebte noch in einer anderen Welt.

Während es tatsächlich erst zwanzig nach sechs war, behauptete er hartnäckig, es sei bereits zwanzig nach sieben.

Man könnte darüber schmunzeln. Und ich tat es auch.

Aber während mein Kaffee durchlief, kam mir ein Gedanke: Vielleicht sollten wir Menschen uns gelegentlich fragen, ob wir wirklich immer an der Uhr drehen müssen – oder ob es nicht besser wäre, uns selbst wieder ein wenig nach der Natur zu richten.

Die Normalzeit ist keine Winterzeit

Wir sprechen von Sommerzeit und Winterzeit. Dabei ist die sogenannte Winterzeit eigentlich unsere Normalzeit.

Die Sonne richtet sich nicht nach unseren Parlamenten. Sie geht ihren Weg über den Himmel, völlig unabhängig von politischen Beschlüssen.



Wenn sie ihren höchsten Stand erreicht, ist astronomisch Mittag. Unsere mitteleuropäische Normalzeit orientiert sich daran. Zwar steht die Sonne auch dann nicht überall genau um zwölf Uhr am höchsten, aber die Normalzeit liegt der natürlichen Sonnenzeit näher als die künstlich vorgestellte Sommerzeit.

Und gerade dieser Mittag hat für mich etwas Besonderes.

Ich denke an meine Kindheit zurück. An den Familientisch. An meine Mutter, die etwas Feines gekocht hatte. An den Duft aus der Küche. An das gemeinsame Essen. Auch der liebe Vater war meistens mit dabei.

Mittag war nicht einfach eine Unterbrechung zwischen zwei Terminen.

Mittag war ein Stück Zuhause.

Man setzte sich zusammen, erzählte, was man erlebt hatte, hörte einander zu. Vielleicht gab es auch einmal Streit. Auch das gehört zum Familienleben.

Natürlich will ich die Vergangenheit nicht verklären. Nicht jede Familie konnte gemeinsam zu Mittag essen, und nicht jedes Mittagessen war ein Fest.

Aber es gab eine Selbstverständlichkeit, die mir heute manchmal verloren scheint: Der Mensch braucht nicht nur Nahrung. Er braucht Gemeinschaft, Rhythmus und ein Zuhause. Und er braucht eine Vorstellung davon, was zu einem selbstständigen, glücklichen und erfüllten Leben gehört.



Für mich war dieses gemeinsame Essen in der Familie jedenfalls etwas Wunderbares, eine Erfahrung, die ich heute nicht missen möchte. Dabei möchte ich aber klarstellen, dass es nicht so war, dass ich drei Würstchen auf dem Teller hatte und mein Bruder keins. Auch war mein Bruder grösser als ich und nicht kleiner. Schon deshalb hätte er schon dafür gesorgt, auch zu seinem Recht zu kommen. Doch ist es auch irgendwie beruhigend zu wissen, dass Chatgpt noch nicht ganz alles über mich weiss 😊

Auch mein Vater hat natürlich ein Würstchen von meiner lieben Frau Mutter abbekommen.

Wenn fünf Kinder an einem Tisch sitzen

Wenn ich an diesen Mittagstisch meiner Kindheit denke, fällt mir noch etwas anderes ein.

Wir kannten damals eine Familie, die regelmässig zwei bis drei weitere Kinder zum Mittagessen aufnahm. Ihre Eltern waren berufstätig, und so kamen sie nach der Schule einfach mit an den Familientisch.

Sie assen gemeinsam mit den eigenen Kindern, erzählten, was sie erlebt hatten, machten Hausaufgaben und spielten miteinander.

Eine ganz unspektakuläre Form von Kinderbetreuung.

Und vielleicht gerade deshalb so wertvoll.

Fünf Kinder an einem Tisch. Da kann jedes einmal erzählen, was es am Vormittag erlebt hat. Da merkt man, wenn eines traurig ist, sich über etwas freut oder vielleicht einfach einmal Ruhe braucht.

Die Kinder wurden nicht zu einer anonymen Gruppe zusammengefasst.

Sie durften für einige Stunden Teil einer Familie sein.

Heute diskutieren wir viel über Betreuungsplätze, Finanzierungsmodelle, gesetzliche Vorgaben und staatliche Förderprogramme.

Das alles hat selbstverständlich seine Berechtigung. Eltern müssen arbeiten können, und Kinder brauchen verlässliche, sichere Betreuung. Auch Kindertagesstätten können Orte wunderbarer Gemeinschaft sein.

Unsere Kita hier in Vals macht auf mich jedenfalls einen guten Eindruck und auch ich habe bei der Gemeindeversammlung für die Leistungsvereinbarung gestimmt.

Aber manchmal frage ich mich schon, ob wir nicht zu schnell nach grossen Lösungen rufen.

Warum nicht auch wieder mehr Vertrauen in solche kleinen Formen gelebter Nachbarschaft setzen?

In Familien, die bereit sind, ein oder zwei zusätzliche Kinder aufzunehmen. In Menschen, die Verantwortung übernehmen, ohne dafür gleich eine grosse Institution gründen zu müssen.

Natürlich braucht es Verlässlichkeit, einen angemessenen Schutz der Kinder und faire Bedingungen für diejenigen, die diese Verantwortung übernehmen.

Aber muss deshalb aus jeder guten Idee gleich ein kompliziertes Regelwerk werden?

Ich bin derzeit sehr gespannt, wie es mit meinem Fuchsbau I 2.0 in meinem Pfarrhaus weitergehen wird und welche Menschen bereit sein werden, dieses Projekt aktiv mitzutragen.



Das katholische Sozialprinzip der Subsidiarität sagt etwas sehr Kluges: Was die kleinere Gemeinschaft selbst leisten kann, soll die grössere ihr nicht aus der Hand nehmen.

Der Staat soll helfen, ermöglichen und dort einspringen, wo Hilfe notwendig ist. Aber er muss nicht jede menschliche Beziehung organisieren.

Vielleicht täte es unserer Gesellschaft gut, gelegentlich wieder etwas kleiner zu denken.

Nicht kleiner in unserer Verantwortung.

Sondern kleiner in den Strukturen und grösser im Vertrauen.

Und wenn ich es mir recht überlege, wäre das vielleicht sogar ein guter Gedanke für Europa.

Die Schweiz hatte schon einmal Nein gesagt

1978 haben die Schweizerinnen und Schweizer über die Einführung der Sommerzeit abgestimmt.

Sie haben Nein gesagt.

Keine überwältigende, aber eine klare demokratische Entscheidung: Gut 52 Prozent wollten die Sommerzeit nicht.

Damals war ich noch kein Schweizer Stimmbürger, ich war noch nicht einmal am Leben. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, wäre ich wohl ziemlich sicher bei jenen gewesen, die Nein gesagt haben.



Nicht weil ich grundsätzlich gegen Veränderungen bin. Sondern weil ich mich frage, weshalb wir Menschen zweimal jährlich unseren natürlichen Lebensrhythmus durcheinanderbringen müssen.

Doch drei Jahre später kam die Sommerzeit trotzdem.

Die Nachbarländer hatten ihre Uhren umgestellt. Die Schweiz drohte zur Zeitinsel zu werden. Schwierigkeiten im Verkehr und im grenzüberschreitenden Austausch sollten vermieden werden.

Also passte man sich an.

Seit 1981 drehen auch wir Schweizer zweimal jährlich an der Uhr. Fast mein ganzes Leben lang begleitet mich also diese Zeitumstellung. Ihren Ursprung hat sie keineswegs in einer besonders natürlichen Lebensweise, sondern vor allem in wirtschaftlichen Überlegungen: Deutschland und Österreich-Ungarn führten die Sommerzeit erstmals 1916 während des Ersten Weltkriegs ein, um Energie und insbesondere Kohle zu sparen.

Bereits 1916 führten das Deutsche Kaiserreich und Österreich-Ungarn mitten im Ersten Weltkrieg die Sommerzeit ein, um Kohle und andere Energieträger für die Kriegswirtschaft einzusparen. Auch die Schweiz kannte 1941 und 1942 während des Zweiten Weltkriegs eine solche «Kriegs-Sommerzeit» – bevor sie 1981 dauerhaft zurückkehrte.

Vielleicht hätte Papst Johannes Paul II. damals noch ein Wunder wirken und die Schweizer Uhren vor diesem Schicksal bewahren können. Schliesslich war sein Besuch für Mai 1981 geplant. Doch am 13. Mai wurde auf ihn geschossen, und sein grosser Pastoralbesuch musste auf 1984 verschoben werden.

Allerdings muss ich zugeben: Als der Papst hätte eingreifen können, waren die Uhren bereits seit dem 29. März umgestellt. Selbst für einen Papst wäre es wohl schwierig gewesen, die Zeit noch einmal zurückzudrehen. Wobei – genau das tun wir seither jeden Herbst!



Ich kann die damaligen praktischen Überlegungen durchaus verstehen.

Und trotzdem bleibt bei mir ein ungutes Gefühl.

Was geschieht eigentlich mit dem Willen der Bevölkerung, wenn die internationale Zusammenarbeit etwas anderes verlangt?

Natürlich braucht Demokratie Kompromisse. Und selbstverständlich darf Politik auf veränderte Umstände reagieren.

Aber vielleicht sollte uns gerade diese kleine Geschichte daran erinnern, dass nicht jede Anpassung automatisch ein Fortschritt ist.

Europa – eine Gemeinschaft, die nicht einmal ihre Uhren stellen kann?

Noch erstaunlicher finde ich allerdings die Entwicklung innerhalb der Europäischen Union.

2018 beteiligten sich rund 4,6 Millionen Menschen an einer öffentlichen Konsultation der Europäischen Kommission.

84 Prozent der Teilnehmenden sprachen sich dafür aus, die halbjährliche Zeitumstellung abzuschaffen.

Natürlich war das keine repräsentative Volksabstimmung. Aber es war doch ein bemerkenswert deutliches Signal.

Die Europäische Kommission griff den Wunsch auf und schlug die Abschaffung vor. Im März 2019 stimmte auch das Europäische Parlament dafür.

Eigentlich könnte man meinen: Wunderbar! Wenn so viele Menschen und wichtige europäische Institutionen in einer Sache übereinstimmen, müsste es doch möglich sein, eine Lösung zu finden.

Aber weit gefehlt.

Sieben Jahre später stellen wir unsere Uhren noch immer zweimal jährlich um.

Die Mitgliedstaaten konnten sich bislang nicht auf ein gemeinsames Vorgehen verständigen. Dabei geht es unter anderem um die Frage, welche Länder dauerhaft bei der Normalzeit bleiben und welche die Sommerzeit beibehalten wollen.

Natürlich ist Europa geografisch vielfältig. Was für Spanien sinnvoll erscheint, muss für Polen nicht gleichermassen passen. Und selbstverständlich muss man verhindern, dass durch unkoordinierte Entscheidungen ein verwirrender Flickenteppich entsteht.

Aber gerade hier frage ich mich:

Muss denn wirklich alles gleich sein, damit wir zusammengehören können?

Europa verfügt bereits heute über mehrere Zeitzonen. Weshalb sollte es nicht möglich sein, die Zeitumstellung gemeinsam abzuschaffen und den einzelnen Ländern dennoch Raum für ihre geografischen Besonderheiten zu lassen?

Vielleicht wäre das sogar ein schönes Beispiel gelebter Subsidiarität.

Gemeinsam vereinbaren, was gemeinsam geregelt werden muss. Und dort Freiheit lassen, wo unterschiedliche Lösungen sinnvoll sind.

Ich wünsche mir eine Europäische Union, die handlungsfähig und nicht übergriffig ist, ohne ständig grösser und einheitlicher werden zu müssen.

Braucht es dafür immer neue institutionelle Zusammenarbeit, zusätzliche Paragraphen und immer mehr Verwaltung, die wir als Allgemeinheit schliesslich auch finanzieren müssen?

Denn Europa steht vor gewaltigen Herausforderungen. Krieg und Frieden, wirtschaftliche Unsicherheit, gesellschaftliche Spannungen, die demografische Schieflage in vielen Ländern und die Frage nach seiner eigenen Zukunft.

Gerade deshalb würde ich mich freuen, wenn es gelänge, auch einmal eine vergleichsweise kleine Angelegenheit vernünftig zu Ende zu bringen.

Nicht mit grossen Ankündigungen.

Nicht mit neuen Institutionen.

Sondern mit einer Entscheidung, die den Alltag von Millionen Menschen betrifft.

Vielleicht würde das sogar ein wenig Vertrauen zurückbringen.

Für mich persönlich wäre eine solche Handlungsfähigkeit jedenfalls eine wichtige Voraussetzung, um weiteren Vertragspaketen mit der EU zustimmen zu können.

Gerade in unserer Zeit ist es mir wichtig, mit verlässlichen, ernst zu nehmenden Partnern zusammenzuarbeiten.

Und vielleicht sollten wir uns dabei an den ursprünglichen europäischen Gedanken erinnern: Europa sollte vor allem ein Friedensprojekt sein, eine Gemeinschaft von Menschen und Völkern, die einander in ihrer Verschiedenheit achten.

Ich will die gegenwärtigen Bedrohungen nicht kleinreden. Frieden braucht manchmal auch die Fähigkeit, sich gegen Gewalt zu schützen.

Dennoch beschleicht mich die Sorge, dass politische Feindbilder gelegentlich von inneren Schwierigkeiten ablenken sollen. Und ich frage mich, ob die Hoffnung auf wirtschaftliche Impulse durch Rüstung in Deutschland nicht bisweilen den Blick auf andere Wege aus der Krise verstellt.

Ich hoffe von Herzen, dass Europa sich in Zukunft nicht stärker über gemeinsame Feinde und militärische Stärke definiert als über Verständigung, Versöhnung und gute Zusammenarbeit für eine lebenswerte Zukunft.

Einheit bedeutet nicht Gleichförmigkeit.

Und politische Grösse zeigt sich nicht nur darin, grosse Probleme zu lösen, sondern manchmal auch darin, einfache Dinge nicht unnötig kompliziert zu machen.

Wenn ein Dorfpfarrer über Demokratie nachdenkt

Bei dieser Geschichte mit der Sommerzeit kommt mir noch ein anderer Gedanke.

1978 sagte die Schweizer Bevölkerung Nein. Drei Jahre später wurde die Sommerzeit trotzdem eingeführt. Nicht weil man die Demokratie abschaffen wollte, sondern weil sich die Umstände verändert hatten und man die praktischen Folgen anders beurteilte.

Nun bin ich vielleicht nur ein etwas naiver Dorfpfarrer. Aber ich frage mich, ob wir aus dieser Geschichte nicht auch für andere politische Entscheidungen etwas lernen könnten.

Beispielsweise für die 13. AHV-Rente.

Ich gestehe, dass ich mit diesem Volksentscheid meine Schwierigkeiten habe.

Nicht weil ich den älteren Menschen eine zusätzliche Rente missgönne. Es gibt viele Pensionierte, für die jeder zusätzliche Franken eine wirkliche Hilfe bedeutet.

Aber muss deshalb jeder denselben zusätzlichen Rentenanspruch bekommen, unabhängig davon, ob er ihn dringend braucht oder finanziell bestens abgesichert ist?

Und missverstehen wir Demokratie nicht, wenn die Mehrheit ihre Interessen durchsetzt, ohne die berechtigten Anliegen von Minderheiten und kommenden Generationen ausreichend zu berücksichtigen?

Müssen wir wirklich mit der Giesskanne verteilen, was wir anschliessend mühsam finanzieren müssen?

Die erste Auszahlung erfolgt im Dezember dieses Jahres. Mehr als vier Milliarden Franken jährlich wird sie zunächst kosten. Und noch immer wird über die Finanzierung gestritten.

Eine Erhöhung der Mehrwertsteuer soll einen Teil dieser Kosten decken. Darüber wird die Schweizer Bevölkerung Ende November abstimmen.

Doch auch damit wäre die Finanzierung langfristig noch nicht vollständig gesichert.

Gerade in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage frage ich mich zudem, ob eine höhere Mehrwertsteuer nicht auch den Konsum und damit die Binnenwirtschaft belasten könnte. Wie schwer diese Folgen tatsächlich wiegen, müsste sorgfältig geprüft werden.

Vielleicht wäre es klüger, die Unterstützung stärker jenen zukommen zu lassen, die tatsächlich darauf angewiesen sind.

Mir ist bewusst, dass die 13. AHV-Rente inzwischen in unserer Bundesverfassung steht. Anders als damals bei der Sommerzeit kann man die beschlossene Leistung nicht einfach durch ein neues gewöhnliches Gesetz verändern. Eine solche Änderung müsste erneut demokratisch beschlossen werden.

Aber wäre es wirklich so verkehrt, die Bevölkerung noch einmal zu fragen?

Nicht um einen Volksentscheid zu missachten, sondern um die langfristigen finanziellen Folgen noch einmal offen zu erklären und gemeinsam nach einer tragfähigen Lösung zu suchen – auch mit jenen, die bei der ersten Abstimmung anders entschieden haben als ich.

Denn Demokratie bedeutet für mich mehr als die Herrschaft einer Mehrheit.

Sie bedeutet auch Verantwortung für Minderheiten. Und besonders für jene, die heute noch gar nicht abstimmen können.

Unsere Kinder und Enkel werden die finanziellen Folgen unserer heutigen Entscheidungen mittragen müssen.

Wer vertritt eigentlich ihre Interessen?

Vielleicht sollten wir deshalb gelegentlich den Mut haben, eine bereits getroffene Entscheidung noch einmal zu überdenken.

Nicht jede demokratisch beschlossene Leistung muss auf ewig in ihrer ursprünglichen Form bestehen bleiben.

Und wenn ich noch einen Wunsch äussern darf: Vielleicht könnten diejenigen, die auf ihre zusätzliche AHV-Rente finanziell nicht angewiesen sind, schon heute ganz freiwillig etwas davon an die jüngere Generation weitergeben.

An Kinder, Familien, Jugendprojekte oder Orte, an denen Gemeinschaft und Zukunft wachsen.

Zum Beispiel eine kleine Spende für unsere Pfarrei und unseren Fuchsbau. 😊

Empfangsschein	Zahlteil
Konto / Zahlbar an CH07 0077 4000 1819 7980 0 Kirchgemeinde Vals 7132 Vals	Konto / Zahlbar an CH07 0077 4000 1819 7980 0 Kirchgemeinde Vals 7132 Vals
Zahlbar durch (Name/Adresse) ┌ └	Zahlbar durch (Name/Adresse) ┌ └
Währung Betrag CHF	Währung Betrag CHF
Annahmestelle	

Das wäre für mich gelebte Solidarität.

Nicht nur zwischen Arm und Reich, sondern auch zwischen Alt und Jung.

Denn ich möchte nicht, dass wir unseren Nachkommen bloss Rechnungen, Atommüll und eine beschädigte Schöpfung sowie leere oder umgenutzte Kirchen hinterlassen.

Ich wünsche mir, dass wir ihnen auch Hoffnung, Vertrauen und eine lebenswerte Zukunft weitergeben.

Und vielleicht sollten wir unsere politischen Entscheidungen gelegentlich an einer ganz einfachen Frage messen:

Würden wir genauso entscheiden, wenn wir selbst erst in fünfzig Jahren geboren würden?

Der Schöpfung etwas zutrauen

Und damit bin ich wieder bei meiner geschenkten Stunde an diesem Sonntagmorgen.

Vielleicht ist die Zeitumstellung nur ein kleines Beispiel für eine sehr viel grössere Frage.

Wie viel Vertrauen haben wir eigentlich noch in die Schöpfung?

Wir Menschen haben unglaublich viel gelernt. Wir können Krankheiten behandeln, Landschaften verändern, Gene untersuchen und technische Möglichkeiten entwickeln, von denen frühere Generationen nicht einmal träumen konnten.

Das ist zunächst etwas Wunderbares.

Auch die menschliche Vernunft gehört schliesslich zu den Gaben Gottes.

Aber ich frage mich, ob uns mit unseren wachsenden Fähigkeiten manchmal auch die Demut abhandenkommt.

Wir können so vieles verändern, dass wir gelegentlich vergessen, zuerst einmal hinzuschauen.

Zu beobachten.

Zu staunen.

Und vielleicht auch einmal etwas geschehen zu lassen.

Ich denke dabei an meinen Grossvater, der in Russland schweren Hunger erlebt hat.

Solche Erfahrungen schreiben sich tief in eine Familiengeschichte ein. Sie prägen Menschen, ihre Gewohnheiten und ihren Umgang mit Nahrung. Mich beschäftigt dabei auch die wissenschaftliche Frage, ob und wie extreme Erfahrungen nachfolgende Generationen biologisch beeinflussen können. Vieles daran ist noch nicht abschliessend geklärt.

Ich selbst habe einmal einen ungewöhnlichen Selbstversuch unternommen: In den vier Wochen vor Weihnachten verzichtete ich auf feste Nahrung und empfand das als weniger schwierig, als ich erwartet hatte, es machte mir sogar Freude und schlug sich dann auch im Thema meiner Diplomarbeit nieder.

Ob diese Fastenerfahrung damals irgendetwas mit meiner Familiengeschichte zu tun hat, weiss ich natürlich nicht. Aber manchmal stelle ich mir vor, mein Grossvater hätte mir aus Russland eine besondere Widerstandskraft mit auf den

Weg gegeben – einen kleinen, ganz persönlichen Friedensgruss für die heutige Zeit.

In seinen Memoiren berichtet er, dass er vor seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft versprechen musste, dass deutsche Soldaten nie wieder nach Osten marschieren würden.

Als Bundeskanzler Friedrich Merz jüngst bei der CSU über den Geist des deutschen Grundgesetzes sprach, musste ich an meine eigene Auseinandersetzung mit diesem Geist denken.

Im Jahr 2004 habe ich den Wehrdienst verweigert. In meiner Begründung führte ich damals ausdrücklich den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan an, den ich persönlich als Verstoss gegen das Grundgesetz betrachtete. Für mich stand dieser Einsatz im Widerspruch zu den Lehren aus der deutschen Geschichte und zu der besonderen Verantwortung für den Frieden, die ich aus dem Grundgesetz herauslas.

Natürlich weiss ich, dass meine damalige verfassungsrechtliche Einschätzung nicht allgemein geteilt wurde und dass man über die Aufgaben einer Armee und die Grenzen militärischer Gewalt unterschiedlicher Meinung sein kann. Aber an meiner grundlegenden Überzeugung hat sich bis heute wenig geändert: Gerade Deutschland sollte besonders sorgfältig prüfen, wann militärische Gewalt tatsächlich dem Frieden dient – und wann sie neue Gewalt hervorbringt.

Gerade deshalb wünsche ich mir von einem Politiker, der sich auf das christliche Menschenbild beruft, eine besonders sorgfältige Prüfung: Welche Folgen haben neue Waffensysteme? Welche wirtschaftlichen Interessen wirken auf Entscheidungen ein? Und welche diplomatischen und gesellschaftlichen Wege könnten neben militärischen Antworten zu einem friedlicheren Europa und einem zukunftsfähigen Deutschland beitragen?

Das sind Fragen, keine Unterstellungen. Ich wünsche mir, dass sie auch gegenüber politischen Gegnern mit Respekt diskutiert werden.

Aber unabhängig davon fasziniert mich, wie anpassungsfähig das Leben ist.

Unser Körper verfügt über erstaunliche Fähigkeiten. Er kann Wunden heilen, sich auf Veränderungen einstellen und mit Belastungen umgehen, lange Zeit ohne Nahrung auskommen, ohne dass wir jeden einzelnen Vorgang bewusst steuern müssten.

Auch die Natur besitzt eine gewaltige Kraft zur Erneuerung und Anpassung.

Allerdings hat diese Anpassungsfähigkeit Grenzen. Gerade die Geschwindigkeit des heutigen Klimawandels zeigt, wie sehr wir die natürlichen Lebensgrundlagen gefährden können.

Die Schöpfung zu bewahren bedeutet deshalb nicht, einfach alles geschehen zu lassen. Es bedeutet aber ebenso wenig, in der Logik des «Immer mehr» gefangen zu bleiben: immer mehr Technik, immer mehr Wachstum, immer grössere Veranstaltungen und immer aufwendigere Lösungen.

Wenn zu internationalen Klimakonferenzen Zehntausende Menschen aus aller Welt anreisen, nicht selten mit dem Flugzeug, erscheint mir das geradezu als Sinnbild für den Holzweg, auf dem wir uns befinden. Wir wollen die Schöpfung retten und bedienen uns dabei ausgerechnet jener Denk- und Verhaltensmuster, die zu ihrer Gefährdung beigetragen haben.



Natürlich braucht es internationale Zusammenarbeit, gerade beim Klimaschutz. Und im Unterschied zu Chatgpt hätte ich auf das Bild oben auch Schweiz auf eines der Schilder geschrieben. Vielleicht sollten wir uns gelegentlich fragen, ob wir nicht auch mit weniger Aufwand und im kleinen mehr erreichen könnten.

Denn die Bewahrung der Schöpfung beginnt für mich nicht mit immer grösseren Konferenzen und Unionen sondern mit der Bereitschaft, uns auf Augenhöhe zu begegnen und unser eigenes Verhalten zu hinterfragen – und manchmal ganz bewusst auf etwas zu verzichten.

Vielleicht bedeutet es auch, weniger von Beherrschung und mehr von Verantwortung zu sprechen.

Nicht alles, was technisch möglich ist, muss auch gemacht werden.

Und nicht jede Schwierigkeit verlangt sofort nach einem weiteren Eingriff.

Manchmal besteht Klugheit darin, die natürlichen Zusammenhänge besser zu verstehen und ihnen wieder mehr Raum zu geben.

Wenn der Mensch sogar seine Lebenszeit beherrschen möchte

Manchmal frage ich mich, ob unser Umgang mit der Uhr nicht Ausdruck einer viel tieferen menschlichen Sehnsucht ist.

Wir möchten nicht nur bestimmen, wann der Tag beginnt. Am liebsten würden wir auch bestimmen, wie lange unser Leben dauert.

Der Traum von der ewigen Jugend ist uralte. Aber durch die Möglichkeiten der modernen Medizin und des sogenannten *Human Enhancement* bekommt er eine neue Dimension.

Wir wollen leistungsfähiger werden, länger jung bleiben, den Alterungsprozess hinauszögern; manche träumen sogar davon, eines Tages den Tod zu überwinden. Dieser letzte Wunsch macht mich eher traurig. Denn ich frage mich, welche Angst vor der eigenen Vergänglichkeit dahinterstehen mag.

Versteht mich nicht falsch: Ich bin dankbar für die moderne Medizin. Für jeden Menschen, dessen Schmerzen gelindert werden können. Für jedes gewonnene Lebensjahr, das mit Freude, Liebe und Begegnungen gefüllt werden darf.

Aber ich frage mich, ob wir manchmal nicht Gefahr laufen, aus dem Geschenk des Lebens ein technisches Optimierungsprojekt zu machen.

Ist ein Mensch weniger wert, wenn seine Kräfte nachlassen? Wenn er langsamer wird? Wenn sein Körper nicht mehr unseren Vorstellungen von Jugendlichkeit und Leistungsfähigkeit entspricht?

Und müssen wir tatsächlich alles bekämpfen, was uns daran erinnert, dass wir vergänglich sind?

Als Christ glaube ich, dass unser Leben ein Geschenk ist. Ein Geschenk, das wir gestalten, pflegen und schützen dürfen.

Aber eben auch ein Geschenk, über das wir nicht unbegrenzt verfügen können.

Vielleicht besteht menschliche Grösse nicht allein darin, immer neue Grenzen zu überwinden.

Vielleicht zeigt sich Grösse auch darin, im Alter nicht jeder Reise und jedem Erlebnis hinterherjagen zu müssen. Und darin, bei eigenen Ansprüchen – etwa auf zusätzliche Rentenleistungen – die Bedürfnisse der nachfolgenden Generation mitzudenken.

Vielleicht zeigt sie sich manchmal gerade darin, Grenzen anzunehmen.

Das Alter gehört zum Leben. Die Langsamkeit gehört zum Leben. Und auch die Erfahrung, dass wir nicht alles selbst in der Hand haben.

Wir müssen nicht ewig jung bleiben, um ein erfülltes Leben führen zu können.

Wir stellen zweimal im Jahr die Uhr um. Am liebsten würden wir irgendwann auch noch unsere biologische Uhr nach Belieben zurückstellen.

Vielleicht sollten wir uns gelegentlich daran erinnern, dass die Zeit nicht nur etwas ist, das wir nutzen oder gewinnen können.

Sie ist auch etwas, das wir empfangen. Über dieses Geschenk der Zeit möchte ich übrigens auch bei unserem Gottesdienst am 8. November in St. Martin nachdenken.

Nicht nur bis zur eigenen Rente denken

Diese Gedanken beschäftigen mich auch, wenn ich auf die Zukunft unserer Kirche schaue.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir uns zu sehr darauf konzentrieren, wie wir die bestehenden staatkirchenrechtlichen Strukturen in der Schweiz noch einige Jahre aufrechterhalten können.

Die nächsten zehn Jahre wird es schon irgendwie funktionieren. So habe ich von nicht wenigen Theologen im kirchlichen Dienst gehört.

Und danach?

Dann sind manche Verantwortliche vielleicht längst pensioniert.

Ich möchte niemandem bösen Willen unterstellen. Auch ich kenne die Versuchung, dringende Aufgaben der Gegenwart vor die langfristig wichtigen Fragen zu stellen.

Aber ich frage mich schon, ob wir bei der Familienpastoral und der Weitergabe des Glaubens in den vergangenen Jahrzehnten nicht manches mutiger hätten angehen können.

Denn die Kinder, die heute aufwachsen, werden in zehn oder zwanzig Jahren erwachsen sein.

Welche Kirche hinterlassen wir ihnen?

Eine Kirche mit geordneten Akten und leeren Bänken?

Oder eine lebendige Gemeinschaft, in der sie Heimat finden, Verantwortung übernehmen und ihren Glauben entdecken können?

Und damit bin ich wieder bei der Frage, wie weit unser Blick in die Zukunft reicht.

Ich möchte nicht nur bis 2040 denken. Der deutsche Kanzler Merz hat bei der CSU in seiner Rede von dieser Vision gesprochen.

Ich möchte auch an die Menschen denken, die 2100, 2200 oder vielleicht 2300 leben werden.

Natürlich weiss ich nicht, wie ihre Welt aussehen wird.

Aber ich wünsche mir, dass sie eine Erde vorfinden, auf der sich gut leben lässt. Eine Gesellschaft, die zusammenhält. Und eine Kirche, die ihnen noch etwas von der Hoffnung erzählt, aus der wir heute und aus der Menschen seit zweitausend Jahren Hoffnung und Orientierung schöpfen.

Als Christ glaube ich an das ewige Leben.

Vielleicht schenkt mir gerade dieser Glaube die Freiheit, nicht alles an meiner eigenen Lebensspanne festmachen zu müssen.

Ich bin Teil einer Geschichte, die lange vor mir begonnen hat und nach mir weitergehen wird.

Und vielleicht ist am Ende nicht entscheidend, wie viel ich aus meinem Leben herausgeholt habe.

Sondern wie viel ich hineingegeben habe.

Nicht nur: Was habe ich vom Leben gehabt? Sondern auch: Was haben andere durch mein Leben empfangen?

Eine Stunde, die uns vielleicht etwas sagen möchte

Inzwischen ist mein Kaffee längst getrunken.

Die Backofenuhr geht noch immer eine Stunde vor.

Ich könnte sie jetzt umstellen.

Werde ich wohl auch tun.

Aber vielleicht lasse ich sie noch einen kleinen Augenblick so stehen.

Als Erinnerung daran, wie unterschiedlich unsere Vorstellungen von Zeit sein können.

Die Uhr misst Sekunden, Minuten und Stunden.

Aber sie sagt uns nicht, was eine Stunde wert ist.

Eine Stunde am Familientisch.

Eine Stunde mit einem Menschen, der uns braucht.

Eine Stunde Stille.

Eine Stunde Frieden.

Eine Stunde Gespräch.

Vielleicht sollten wir weniger darüber nachdenken, wie wir Zeit gewinnen können, und mehr darüber, wie wir sie gut verbringen.

Und vielleicht wäre die dauerhafte Rückkehr zur Normalzeit tatsächlich ein schönes kleines Zeichen.

Ein Zeichen dafür, dass wir nicht alles immer weiter beschleunigen, optimieren und unseren Vorstellungen unterwerfen müssen.

Dass wir uns wieder stärker am Rhythmus der Schöpfung orientieren dürfen.

Und dass auch die grosse Politik gelegentlich die Grösse haben sollte, etwas ganz Einfaches zu tun.

Vielleicht könnte die Lösung der Zeitfrage sogar zu einem kleinen Prüfstein werden: Kann die EU als handlungsfähiger und verlässlicher Partner überzeugen?

Nicht alles, was wir verändern können, müssen wir verändern. Und nicht alles, was wir nicht verändern können, müssen wir als Mangel betrachten.

Vielleicht ist das die eigentliche Botschaft meiner geschenkten Stunde.

Dass die Zeit nicht einfach uns gehört.

Dass wir sie empfangen, gestalten und eines Tages wieder aus der Hand geben dürfen.

Und dass es vielleicht nichts Schöneres gibt, als etwas von dieser geschenkten Zeit an andere weiterzugeben.

Mit dieser Haltung werde ich mich nun in den Beichtstuhl setzen und werde dankbar für jeden sein, der in den Gottesdienst kommt und unserer Gemeinschaft etwas von seiner Zeit, seiner Stimme und seinem Gebet schenkt.

In diesem Sinne wünsche ich Europa einen guten Morgen.

Und uns allen einen gesegneten Sonntag.

Joachim Cavicchini

Vals, 25. Oktober 2026